

## Der Papierkorb

*Es ist ein Privileg für einen Schriftsteller, das Ende von drei Staaten erlebt zu haben: die Weimarer Republik, den faschistischen Staat und die DDR. Ich nehme nicht an, daß ich lange genug lebe, um auch noch das Ende der Bundesrepublik zu erleben.*

*Heiner Müller*

»Schwesterherz! Bella sorella! Unser kaputtes Jahrhundert neigt sich dem Ende zu, der östliche Wind hat sich gelegt, Europa hat den Ellbogen auf der Zentralverriegelung und ich sitz' fest. Meine liebe alte Schwester, I need your help! Jedenfalls, die Chose mit der Scheidung läuft total schief. Weißt Du, was dem alten Schwiegerpappifaschisten und VOEST-alias-Hermann-Göring-Boß jetzt wieder eingefallen ist? Um mich nicht nur vor dem hohen Gericht, sondern vor allem vor meinen Bambini madig zu machen, hat der fette kleine Wichser angebliche Wahrheiten über unseren gemeinsamen Vater zutage gefördert und sie auch sogleich den anwesenden Richtern zu Gehör gebracht. Demnach war unser Alter, Gott hab ihn selig, nicht nur ein Nazischreiber und Zuhälter, dem der Goebbels irgendeine bildschöne russische Hure zwecks Verehelichung zugeführt hat, sondern auch eine schwule Verräterseele, von der hanebüchene Story, daß er gar seinen jüdischen Vater in der Nazizeit verleugnet haben soll, ganz zu schweigen. Pure Verleumdung, wenn Du mich fragst, das liegt klar auf der Hand, außerdem hat's mir meine Mutter anders erzählt. Doch gefundenes Fressen für die Linzer Antisemiten und Antikommunisten, die an Sippenhaft glauben und außerdem 'nem Unternehmerpsychopathen allemal mehr Glauben schenken als einem Schriftstellersöhnchen. Von meinen zwei Sprößlingen, den Objekten meiner väterlichen Liebe, mal abgesehen, die jetzt alle möglichen Verrenkungen machen, um mir nicht ins Auge sehen zu müssen.

Ich kann Dir sagen, ich bin ganz schön nervös, weil ich nicht weiß, wie's weitergeht mit den Kindern. Mathias sieht aus wie der leibhaftige Tod, so sehr hat ihn das Ganze mitgenommen. Bei Friederike ist ohnedies alles zu spät. Die sucht sich gerade unter meinen Freunden einen Liebhaber-Vater, der nicht desertiert – kurzum, die beiden sind seelisch verdammt ramponiert. Ich würd' sagen, bei Mathias hätt' ich vielleicht noch eine Chance, der möcht's irgendwie hinkriegen mit mir. Ich will meinen Sohn nicht verlieren, weil er sich für seinen Großvater schämt.

Du siehst, Schwesterherz, ich bin furchtbar beunruhigt. Für Mathias mit seinen sechzehn Jahren war die Welt noch so herrlich unbeleckt von unserer obskuren Vergangenheit. Jetzt ist er gründlich sauer, weil ich ihm nie was erzählt habe.

Aber wie soll ich ihm den ganzen Schlamassel erzählen, ohne daß er denkt, sein Großvater hatte sie nicht alle? Ist doch nicht nachvollziehbar für einen jungen Menschen von heute, dieser ganze übelriechende Wust von Ideologien. Und wenn sie was nicht verstehen, werden sie wütend. Überhaupt, wie die meisten seiner Generation ist er recht altmodisch, mein Sohn, und hält ein wachsames Auge auf seine Familie, seine gewünschte Konstante. Da haut ihm schon die Scheidung verdammt ins Lebenskonzept. Soll er jetzt noch auf den Verfehlungen seines Großvaters rumkauen wie 'ne Oma auf

'ner altbackenen Semmel? Ich weiß nicht, was tun. Ich bin schließlich keiner dieser Anatomen vergangener Jahrhunderte, die die Schlachtfelder nach Leichen absuchten, um sie coram publico zu sezieren. Sag Du mir doch: Was ist mit unserem Vater gewesen?

Greif mir ein bißchen unter die Arme, Schwesterchen. Nur so ein kleiner Geschichts-Trip nach dem Prinzip »Ich-sehe-was-was-du-nicht-siehst«, ich fahr' Dich auch überall hin...

Help! Schwesterchen, help! Ein tiefsitzender Instinkt sagt mir, daß in Dir eine geschwisterliche Zuneigung waltet, die bereit ist, mit mir eine Reise in Sachen Vater zu machen und ein paar Dinge zu klären. Meine Zukunft als Vater wäre gerettet.

Andreas

P. S.: Ich leg' mal ein paar Zeilen von Mathias und als Bestechung ein kleines Geschenk aus Vaters Nachlaß bei, so etwas wie ein genetisches Merkmal, das sich seiner Beliebtheit erfreute.«

Nachdenklich legte ich den Brief beiseite und tastete überrascht das geheimnisvoll kleine, in hellblaues Seidenpapier gehüllte Päckchen ab. Noch außer Atem von den vier Stockwerken und ihren hundertzehn Stufen blickte ich es ungläubig an. Es war das erste Mal, daß mir mein Bruder schrieb. Und es war das erste Geschenk, das ich von ihm erhielt.

Vor ein paar Wochen war Andreas vom Vorort in die Münchner Innenstadt gezogen, doch der Brief kam aus Berlin. Wenn er dort zu tun hatte, wohnte er bei seiner Mutter Renate, in jenem Haus im ehemaligen »Intelligenzviertel« in Ostberlin, in dem mein Vater seine letzten Jahre verbracht hatte und in dem Andreas aufgewachsen war. Andreas, mein schwarzäugiger, dunkelhaariger, kräftig gebauter Bruder, 1957 geboren, mitten im Kalten Krieg, der für Klarheit vor Gericht sorgen wollte. Allein konnte er das sicher nicht schaffen, er brauchte mich.

Noch schmunzelnd über manch absurdes Detail, wog ich den Brief in der Hand. Schneeflocken waren auf meinen Händen getaut und hinterließen kleine wellige Erhebungen auf dem mit einem Computer geschriebenen Brief. Makellos gesetzte Typen, kein Fehler, keine Unregelmäßigkeiten, an denen sich mein Auge hätte festhalten können, hätte ich nicht die Zeilen mit meinen Wasserflecken markiert.

Er erstarrte mitten im Satz und warf einen wilden Blick zu mir herüber. »Weiß schon, weiß schon«, sagte er hastig, »bist nicht nur semophil, sondern auch arabophil, überhaupt – phil ... Klar kannst jetzt sagen, meine Wahrnehmung sei durch Rassismus getrübt, aber das ist nun mal meine Erfahrung. Mein Verhältnis zu Juden ist durchaus gespalten. Wenn mir was zu schaffen macht, dann ist das ein jüdischer Opa.«

»Andi, hör auf«, sagte ich, »gefällt mir nicht. Wenn dich ein Deutscher beklaut, schreist du auch nicht: diese lausigen Deutschen!«

Ich machte eine Pause und dachte nach, unzufrieden mit mir selbst und meiner Antwort. Das war nicht deutlich genug. Ob ich ihn schonte, weil ich unsere Beziehung nicht gefährden wollte?

»Nein«, sagte ich, »so lass' ich dich nicht darüber reden.«

Intelligenzviertel Berlin, Sommer 1958.

Mein Vater, silberndurchwirkter Haarkranz, das Kopfrund dazwischen, als trüge er ein Käppchen, hat beide Daumen in die Westentasche gehakt, eine Geste, die er für jüdisch hält. Mit grimmigem Gesicht, wütend wie ein Stier, schreitet er durchs Zimmer.

»Kohnert! Daß ich nicht lache!« ruft er immer wieder aus. »Der Kerl heißt Herschel Cohn!« Seit er von der Redaktion der ›Berliner Zeitung‹ zurückgekehrt ist, wo er sein Geld verdient, ist er in dieser aufgebrauchten Verfassung, die mich ganz ratlos macht. Ich stehe da, mit herabhängenden Armen, und weiß nicht, was tun.

Ich weiß von meinem Vater, daß nach dem Krieg eine Art kleiner Völkerwanderung stattgefunden hat. Die Guten sind in den Osten, die Bösen in den Westen. Die Bösen, das sind die Nazis, die Globkes und Oberländers vor allem, die Guten, das sind die Antifaschisten und Remigranten; man braucht sie für den Kalten Krieg. Da ist mein Vater in seinem Element. Dafür hat man ihn bei der Zeitung ja auch engagiert.

Doch für meinen Vater, der sich von seinem jüdischen Vater losgesagt hat, sind die Remigranten ein Problem, weil sie ihn hassen und verfolgen und, wie er sagt, dafür sorgen, daß er in der DDR nicht Fuß fassen kann. Sie sind am Theater, in den Verlagen, an der Zeitung, schonungslos und unversöhnlich, und wo es geht, werden sie nicht müde, ihn zu demütigen. Sie erklären ihn, klagt er, zum Nestbeschmutzer und strafen ihn durch Ächtung, sie behindern seine Karriere.

Es gibt da an meinem Vater eine Wunde, die wieder aufgebrochen ist. Ich sehe seine geballte Faust, sehe die Hand, die die Krawatte lockert, die ihn würgt. Sehe sein weißes abstehendes Haar, und in seinen Brillengläsern scheinen sich jüdische Teufel zu spiegeln, mit sich kreuzenden Mistgabeln.

Was ihn am meisten verletzt, ist das Gefühl der Ungerechtigkeit. Er fühlt sich bestraft für Dinge, die längst hinter ihm liegen, schließlich ist er in dieses Land gegangen, weil sein Sinn sich gewandelt hat. Der Faschismus und sein mörderischer Wahn haben nichts mehr mit ihm, dem neuen Menschen, zu tun, dies ist auf wunderbare Weise in diesem Land erledigt. Wie dieser ganze DDR-Staat ist auch er seiner Vergangenheit enthoben.

Mein Vater geht zu jüdischen Witzen über. Ist es Zustimmung oder Hysterie? Jedenfalls kichere ich, als er die Schultern hebt, den Hals verkürzt, mit den Armen fuchtelnd und stöhnt: »Schwer zu sein a Jid.« Ich lache. Meckernd, beifällig, mich überschlagend.

Andreas hatte mich während meiner Erzählung wiederholt nachdenklich angeblickt, zuletzt mit einem erleichterten Lächeln und einem Ausdruck, als wollte er sagen: Merkst du nicht, wie ähnlich wir einander sind?

Wie sehr die Vorurteile von Kindern und Eltern miteinander verwoben sind, dachte ich.

Den Zusammenhang zwischen Auschwitz und Alltag herstellen. Die Schuld nicht wegschieben, sondern herholen. Mitschuld empfinden. Eigene Versäumnisse nicht unter den Tisch fallen lassen. Auf Parallelen heute, die Fremdenfeindlichkeit, verweisen.

Sie reißt ihn an sich, umarmt und küßt ihn stürmisch mit dem Mut der Tollheit, legt seine Hand auf ihre Brust, schleudert die Schuhe von den Füßen, springt in die Mitte des

Raums, tanzt und wirft sich atemlos an seine Brust: ›Herrlich, mein Schatz, aber jetzt hab ich Bärrenhunger, am liebsten ein Schinkenbrrrot, auf zum Büfett, los!‹«

Inzwischen waren wir ganz schön beschwipst, wir kicherten, futterten, tranken.

»Aber eins hast du vergessen«, sagte ich, »ihre plötzliche Frage: ›Was halten Sie von Drrr. Goebbels?‹ (Augenaufschlag und Verschwörerlächeln).«

»Ist nicht wahr. Den kleinen Hinkfuß hat sie da schon gekannt?«

»Vielleicht schon seit dem 7. Mai 1929, da hat er sie im Theater gesehen. Und da Olga auf Prominenz abfuhr und nichts anbrennen ließ, hat sie sicher keine langen Umstände gemacht und ist mit ihm ins Bett gegangen. Goebbels wiederum ist von geradezu peinlicher Schwäche, gerade was Schauspielerinnen betrifft. ›Nachmittags kam die schöne Olga«, schrieb er in sein Tagebuch, ›die mich glaube ich, heiß liebt. Sie ist ein rätselhaftes Menschenkind. Ich mag sie wegen ihrer köstlichen Extravaganzen. Und sie kommt auch nach der Hochzeit immer wieder.‹«

»Ein Dreier?« Andreas richtete sich gespannt auf. Ich vernahm nichts Gekränktes in seiner Stimme. Aber sie klang doch ziemlich erstaunt.

»Auf gewisse Weise ja.«

Berlin, 17. Dezember 1930

Arnolt zittert vor seinem Glück. Die ersten Hochzeitsgäste sind eingetroffen, die Pressefotografen rücken an und plazieren sich vor der Kirche, nur von Olga ist nichts zu sehen. Ihm sitzt noch der Schock der Verlobung im Nacken, als Olga erst um zehn Uhr am Arm von Joseph Goebbels erschienen war, dem sie noch die Hose hatte bügeln müssen, da seine Zimmerwirtin dies abgelehnt hatte.

Bronnen fühlt stechend sein Herz klopfen, er lockert den Hemdkragen, bemüht, nicht im Frack zusammenzusinken. Die verlogene Aura, die sie umgeben hatte, dieses Hürchen, dieser umflorte Blick, den er sehr wohl kannte, wie eine Halbwüchsige, die aus dem Kino kommt, wolkensohlig, blühende Nebel um den Kopf. Jederzeit bereit, ihre Fähnchen nach dem Winde zu richten, chamäleonhafte Konturen. Die unbewußte Erprobung ihrer schauspielerischen Fähigkeiten, wenn sie nur auf der Bühne ähnliche Verwandlungskünste zeigte wie im Leben!

Wie sie jederzeit ihr Wesen und ihre Stimmung verändert, unkontrolliert, wetterwendisch, launisch, wie sie sich ihrem Gegenüber anpaßt und wie doch nie ein Thema oder eine Haltung sie wirklich beeindruckt, kaum ist einer weg, ist er vergessen. Dank einer Mixtur sich überlappender Attitüden bietet ihr Inneres einen unbeschreiblichen Verhau verschiedenster Winkel und Ecken, Selbstmörderstimmung wechselt mit hektischem Sex. Manchmal befürchtet er ein kosakenhaftes Begatten, wenn sie ohne viel Federlesen ihre Kleider von sich wirft und sich auf ihm dreht. Enfant terrible eines jeden Salons. Ihr göttliches Radebrechen, wenn sie von Satz zu Satz springt, ihr jauchzendes Jubilieren und ihre Sprengkapselunverblümtheit, wenn sie wieder mal einen Salonsoldaten rhetorisch erledigt. Ihre Handgreiflichkeit, wenn es darum geht, beunruhigende Wahrheiten auszusprechen, ihre erotische Unbedenklichkeit

und Benutzbarkeit, immer mit einem Fuß in Spionage und Prostitution. Ihr Mut und ihre Unbedingtheit, mit der sie sich wie rasend in Protestaktionen wirft, ihre grimmige Entschlossenheit, mit der sie sich unter wildem Geschrei bei der Premiere von Remarques ›Im Westen nichts Neues‹ ins Handgemenge stürzt, schließlich von emphatischen Goebbelsanhängern auf den Schultern aus dem Saal getragen wird, die Heldin des Abends. Ihr wimpernklimpernder Leichtsinn und ihr unerschrockener Mut, mit dem sie kommunistische Versammlungen zu stören versucht. Sie springt mit ungeheucheltem Vergnügen auf den Tisch, um radebrechend nichtsdestotrotz feurige antikomunistische Reden zu schwingen, dazu trägt sie einen schwarzen gefältelten Rock mit leuchtendroten Erdbeeren darauf, schwarze Stiefel, das niedliche rosa Näschen zum Himmel gereckt. Bis man sie trotz ihres lilienweißen Halses und ihrer kratzenden und beißenden Raubkatzenatur herunterzerrt und zu verprügeln beginnt. Einmal muß Bronnen mitten in der Nacht los, um sie aus der Gummizelle zu holen, wo sie immer noch um sich schlägt und matter werdende Jauler von sich gibt.

»Boche moj, diese Ignorrranten«, sie reibt sich die Handgelenke, auf denen anderntags violette Veilchen zu sprießen beginnen.

»Oh, mein Errretterrr! Mein Arrrnolt!« röhr sie.

Bronnen lächelt in seliger Erinnerung an solche Nächte. Diese kurze vergängliche Innigkeit, diese rasch verebbende Intensität. Die nachfolgende Erschöpfung. Er gesteht sich, einer Katastrophe wie dieser Frau nicht wirklich gewachsen zu sein.

Doch er gefällt sich in der Rolle des Vaters. Sie braucht das. Er auch. Es nimmt ihm die Keime der Verzweiflung und konzentriert ihn auf helfende Griffe. Ihr die Stirn kühlen, wenn sie Migräne hat. Ihr einen Tee bereiten bei Magenschmerzen. Ihre Hand halten, wenn die Geister der Verlassenheit sie überkommen. Ihr mit Rat beizustehen, wenn es um die tägliche große Frage geht: Was ziehe ich an? Das Gelbe, das Rote, oder in Weiß?

Ihre Großzügigkeit und ihr Humor. Er will es lieber nicht wissen, was sie sich alles gestattet. Sonst gibt sie wieder ihren Abend als große Empörte, aufgebracht über seine Verdächtigung, zerrt die Koffer vom Hängeboden, schleudert ihre zehn Paar Schuhe, Handtaschen, Gürtel und künstlichen Blumen ins Zimmer: »Ich rreise ab!« Oder läuft in Straußenfedernpantöffelchen und seidenem Nachtgewand durch die Straßen. Er leidet lieber still vor sich hin, ihr Lebensmotiv ist ihm ohnedies vertraut, es ist die Leere. Die Leere, bei der es mit einemmal eine Wechselseitigkeit gibt, vielleicht ist sie der Gegenstand ihrer Liebe? Leere, durchsetzt von einer fast unerträglichen Spannung. Sie spielt mit ihm, täuscht Nähe vor und hält ihn doch auf Distanz: wahrscheinlich ist es das, was er will. Diese innere Verweigerung, die es ihm ermöglicht, den Unangreifbaren zu spielen, würzt seine Begierden.

Er hat sich der selbstzerstörerischen Dynamik ihrer Beziehung verschrieben, lieber wird er dick und verkommen, als so etwas einschüchternd Großes wie die Liebe in Angriff zu nehmen und sich ganz in die Hände eines anderen Menschen zu geben. Auch Olga kann über die Liebe nur lachen, hält sie für eine Aufregung um nichts.

Seine Erlösung liegt anderswo. Liegt in der mythischen Einheit, die Olga, Goebbels und ihn miteinander verbindet.

Die Hochzeit, ein poetisches Spiel, die Vermählung einer Legende. Bronnen, stets für Symbole empfänglich, kehrt in Gedanken an den Anfang ihrer Liebe zurück. Olga, die

Listige, leicht Durchschaubare, die ihn flehentlich bittet, sie zu Goebbels mitzunehmen, den sie längst kennt, nicht anders als er. Ihre Begrüßung, der vertraute Wangenkuß, ihr Gesichtsausdruck, wissend-verträumt, er war natürlich zu wohlerzogen, um etwas zu sagen, aber immerhin, er hat's gesehen. Hat sich geschworen damals, sie würde er einst zum Traualtar führen.

»Kuriöses Trio. Das schamlose Voldampf-Hürchen mit dem Femme-fatale-Blick, die zu diesem dick gewordenen Glatzkopf mit dem Monokel aufsieht, dem bedauernswerten Hahnrei, der den Weltmann spielt, und als Dritter im Bunde dieses maulwetzende Monster ohne Unterkiefer mit seinen gespenstisch flackernden Augen, den schmutzigen Kehlkopfejakulationen und dem Klumpfuß! Mir schwant Fürchterliches! Sag bloß, daß Goebbels verlangt hat, sie solle unseren Vater heiraten.«

»Gelobt sei deine Kombinationsgabe«, applaudierte ich.

»Und warum?«

»Vielleicht aus väterlichem Pflichtgefühl? Weil er spürte, daß dieses maßlose Kind allein nicht lebensfähig war? Weil sie ihm auf die Nerven ging? Vielleicht sollte sie Bronnen auch ausspionieren?«

»Wie geht's weiter mit der Hochzeit?«

Sie kommt, endlich, rasch ausschreitend in einem herrlichen Spitzenkleid, dessen meterlange Schleppe der kleine Sohn Ernst Jüngers andächtig hält.

Eine riesige Tafelrunde, kulturpolitisch relevant besetzt. Bronnens Verleger Ernst Rowohlt ist in einem Cabrio mit zerbrochener Windschutzscheibe, das schütterere Haar verweht, angekommen, zusammen mit seiner Frau Hilda. Die Größen des Funks, der Dichtung, der Verlage, Offiziere der Reichswehr und jüdische Intellektuelle – eine Vermählung der unterschiedlichsten Couleurs. Bronnens Onkel, der Generaloberarzt Schelle, der bei seiner knappen Tischrede Arnolt mit »Mein lieber Neffe Arnolt Bronner« anspricht. Und gegen Abend erscheint Goebbels, in Braunhemd und langen Hosen, da er wegen seines Klumpfußes keine Stiefel tragen kann. Mit kriegslüsternen, ironischen Augen registriert er sofort, daß sich Ernst Jünger samt Jüngerschar bei seinem Eintritt ins Nebenzimmer verzieht, und entdeckt Rowohlts Frau in Sekundenschnelle als »Salonbolschewistin«. Er spielt seine Rolle im braunen, härenen Habit mit Bravour, den Chauffeur in der ledernen Bundhose neben sich.

Bronnen kann sich der Beobachtung nicht erwehren, daß nach und nach die Rundfunkkreaturen sich zögerlich an Goebbels heranwanzen, als suchten sie Freispruch, weil sie eine nichtarische Großmutter haben.

Bronnen sieht noch etwas. Olga, die glücklich auf Goebbels, kaum daß er den Raum betritt, zuläuft. Die gar eine kleine vorbereitete Rede stottert, wie sie sich freut, daß Goebbels gekommen ist.

Olga, die Goebbels zum Abschied eine rote Rose schenkt, die sie den ganzen Abend an der Brust getragen hat.

»Am nächsten Tag beansprucht Goebbels Olga vierzehn Stunden lang«, sagte ich.

»Und Arnolt?«

»Tröstet sich, indem er sein greises Mütterlein pflegt. Vierzehn Tage später heiratet übrigens Goebbels Magda, die geschiedene Frau des reichen Industriellen Günther Quandt, deren Mutter zuvor, kaum freiwillig, ihre jüdische Zweitehe löste und ihren Mädchennamen annahm. Hitler war Brautführer.«